

und fröhliches Kind wird es bewältigen, wie es

Winternovelle Von Hans Bethge

Er lehnte an einer der kühlen Marmorsäulen, die den Saal umgaben, und sah in das Gemälde. Glühende Gewänder in Seide und Wolle, Perlen und blühende Steine, Blumen, künstliche Blumen an reizenden Schultern und schön gewolltes Frauenhaar.

Auf dem Gangen lag der helle Schimmer von zahllosen elektrischen Lampen. Das eintönige Stimmengedrüse, bisweilen durch ein Lachen oder einen Zorn unterbrochen, wurde von den Klängen eines Orchesters überdacht, zu denen sich die Paare mit schnellem Atem drehten.

Der Mann an der Marmorsäule begriff nicht recht, wie die Leute am Tanz so viel Vergnügen finden konnten. Wo er sich wohl fühlen sollte, mußte es anders hergehen. Wenige, die sich verstanden, in begladiger Stube, in der das prasselnde Feuer aus dem Kamin rote Streiflichter über den Teppich warf. Dazu eine ungewundene Unterhaltung, oder eine interessante Erzählung, oder der Vortrag eines schönen Liedes — das mochte er.

Aber was sollte er hier? Er fühlte sich befangen. In dieses Getriebe paßte er nicht.

Seine Augen gingen schon eine Weile suchend durch den Saal. Jetzt schienen sie gefunden zu haben, wonach sie verlangten. Sie wurden ein wenig größer und nahmen ein lebhaftes Leuchten an.

Die junge Dame, auf der sein Auge lag, ging am Arme ihres Tänders langsam um den Saal. Sie trug ein Kleid aus himmelblauer Seide, das Hals und Nacken offen ließ. Die Schultern schienen weiß wie Samt, so blendend weiß wie die Narzissenblüten, die duftend auf ihrer Brust lagen. Auch die Stirn war bleich. Nur auf den Wangen glänzte eine Röte wie aus jungen Apfelblüten.

Sie sprach wenig und schien nie zu fragen. Jetzt legte sie ihren Arm auf die Schulter des Mannes, neben dem sie schritt, um den Tanz wieder aufzunehmen — da brach die Musik gerade ab. Er sagte ihr Worte des Bedauerns und führte sie auf ihren Platz, wo sie sich mit einem leichten Gruß von ihm trennte.

Die Augen des Mannes an der Marmorsäule ruhten noch immer auf ihr. Da setzte die Musik wieder ein, mit einem prickelnden Walzer von Strauß.

Er zupfte flüchtig an seiner Weste, trat aus dem Schatten hervor und schritt über das Parkett. Nun bemerkte sie ihn. Sie fuhr leise zusammen.

Er drang noch rechtzeitig zu ihr, ehe ein anderer kam. Sie erhob sich. Er fragte: „Aber Sie sind wohl schon verlobt?“

Sie entgegnete nichts. Sie nahm seinen Arm, und nun tanzten sie.

Sie sprachen kein Wort. Sie fühlten sich, sie spürten ihre Nähe — und schwiegen. Er hätte ihr am liebsten ins Ohr geflüstert: „Ich habe dich lieb“, und auch ihr war so, als müßte sie es tun. Aber sie unterließen es beide. Es war ihnen schon oft so ergangen. Sie wußten, sie liebten sich, und oft sehnten sie sich naheinander. Aber die erlösenden Worte fanden sie nicht. Es waren zwei wunderliche Menschen. Sie schämten sich, ihre Regungen laut werden zu lassen. Sie empfanden so stark — aber sie waren zu verständig, ihre Empfindungen in Worte zu kleiden.

Als die Instrumente verstummten, hatten sie noch kein Wort weiter gewechselt. Aber er faßte einen Entschluß: Es sollte ein Ende werden. Waren sie denn törichte Kinder? Wollten sie sich denn durchaus hinqualen, bis es zu spät wurde? Bis sie sich verloren hatten?

Er fragte sie, als er sich verabschiedete: „Darf ich morgen kommen, Sie zum Reiten abzuholen?“

„Ja, bitte.“

„Um welche Zeit?“

„Nun — nachmittags — um vier.“

Sie gaben sich die Hand, dann schied sie. Er schritt nach der Garderobe, ließ sich den Pelz reichen, setzte eine Zigarette in Brand und ging in die schneehelle Winternacht hinaus, in der die endlosen Sterne hell, klar an einem dunkelblauen Himmel standen. —

Um vier Uhr nachmittagsritt er bei ihr vor. Es war eine klingende Kälte.

Ihr Pferd, ein Knappe, wurde schon von einem Reitknecht auf und ab geführt.

Er sprang aus dem Sattel und übergab die Zügel dem Knecht. Da trat sie aus der Tür. Sie trug ein schwarzes Kostüm und einen flachen Hut, um den ein hinten herab hängender Kreppschleier geschlungen war. Sie sah bleich aus. Ihre Züge waren marmorn still, wie immer, wenn sie ihm gegenüberstand.

Er zog den Hut, und sie reichte ihm die Hand. Er half ihr auf den Rücken ihres Tieres, dann saß er selbst auf. Nun ritten sie nebeneinander davon. Sie sprachen wenig und das Gleichgültigste von der Welt. Wohin sie zu reiten befohle? Sie nannte ein Wäldchen, das etwa

eine halbe Stunde vor der Stadt lag, dann verabschiedeten sie sich. Als sie durch das Stadttor geritten waren, lag eine weite, schneebedeckte Landschaft vor ihnen. Alte Pappeln ragten kahl in die Winterluft.

Die Reitenden hatten einen kurzen Galopp angeschlagen, den sie bis zu dem Wäldchen behielten, das nun mit seinen schneebehangenen Tannen vor ihnen lag. Die Landschaft durchschritt es. Sie machten kehrt. Es wurde Zeit, daß sie an den Heimweg dachten.

Und sie schwiegen. Nur das Schnauben und das Getrappel der Pferde und manchmal der Ruf einer Krähe zogen durch die Winterluft — kein Laut einer menschlichen Stimme.

In seiner Brust tobte es. Er hatte sich gestern abend geschworen, heute ein Ende zu machen. „Nun? Er sah erregt geradeaus. Da bemerkte er, wie sich die Dächer der nebelumhüllten Stadt langsam aus der Dämmerung lösten. Es stieg ihm siedend heiß den Rücken hinauf. Wenn es heute nicht geschah, geschah es niemals. Und die Stadt war schon so nahe.“

Und dann, nach der langen Stille, sprach er die Worte, über die, als sie über seine Lippen kamen, er selbst erschrak: „Sie waren so schön gestern abend, Anni; ich hätte Sie in die Arme nehmen und küssen mögen.“

„Warum haben Sie's?“

Da bereute sie schon, noch ehe sie ausgesprochen hatte. „Warum haben Sie's denn nicht getan?“ wollte sie fragen. Sie biß die Lippen zusammen, stieg dem Pferde die Sporen in die Weichen und sah nach rechts, ihm abgewandt, zu Boden. Dort flogen ihre Schatten über das bläuliche glänzende Schneefeld, gespenstisch groß und scharf umrissen: zwei schlanke Tiere, und darauf zwei jugendliche Menschenleiber. Sie zirkelten vor ihm und höher als er. Ihr Schleier hinter ihr wagerecht im Winde.

Nicht lange blickte sie so. Sie fühlte plötzlich, wie sich ein Arm um ihre Hüfte legte. Und sie war gar nicht entsetzt, sie suchte nicht einmal zusammen, es schien ihr ganz in der Ordnung so. Sie lächelte. Worte kamen nicht von ihren Lippen. Das verstanden sie nun einmal nicht. Aber diese Lippen suchten einander — und fanden sich.

Der Schatten auf dem Schneefeld hatte sich verändert. Es war jetzt ein Monstrum mit acht Beinen und zwei Köpfen, was dort lief. Auf seinem Rücken saß ein felsig verklügeltes Menschenpaar.

seine ersten Schritten bewältigt hat. Es wird ihm klar werden, wie ihm das Wachsen und Gedeihen einer Blume klar wird. Wichtig ist nur, daß es immer den Weg zu den Eltern offen findet und tragen kann und Antworten bekommt, auf die es sich verlassen kann. Schimmer ist es, daß ein Kind die Eltern als umwahr und verlogen erkennt, als daß es den Glauben an den Storf verliert. Es lassen sich über diese Dinge keine Richtlinien geben, eben so wenig, wie man für jedes Erziehungsmerk das Schonen verbieten kann oder jedem Kindermagen die gleiche Menge Schokolade anbieten darf. Nur schlafmüdig und leise darf kein Erzieher sein, und vorzüglich die Mutter, die jedem normalen Kind für die Frage nach seiner Herkunft als „autständig“ erscheinen dürfte, muß stets parieren, lenken und klären können und darf sich nicht ins Hochschorn jagen lassen durch Fragen wie: „Sag mal, Mutti, wie kommt eigentlich Bati in unsere Familie?“

Ruth Köhler - Jergang.

Das neue Dasein (67. Jahrgang, Nr. 20) bringt einen sehr lehrreichen Aufsatz „Landwirtschaft und Preisschwankung“ von Dr. Ludwig Tormann, einen abschließenden Bericht über die große landwirtschaftliche Ausstellung zur Grünen Woche, Bilder vom Reit- und Fahrturnier. Paul Oskar Höcker nimmt „Abschied von Günther Plüschow, dem Krieger von Tlingtau“. Seitere Erinnerungen in die „alte alte Zeit“ erzählt Paul Gey in seinen Blaudereien „Großmama treibt Sport“ und „Nebel und Trübel“. Neben einem spannenden Abschnitt des neuen Romans „Der große und der kleine Klaus“ von Rudolf Hans Barckh steht die Novelle „Der Fackelschlag“ von Martha von Jodelitz. Eine literarisch-kritische Skizze „Betrug an Friedrich von Schiller“, das Frauenleben mit modernen und hauswirtschaftlichen Ratsschlüssen, die Kaffeelecke, der umflatternde Daseinsangeiger mit seinem bekannten Stellenmarkt, und der reiche künstlerische Bildschmuck vollenden den vielseitigen Inhalt des schönen, unterhaltsamen und anregenden Heftes.



Vom Schönheitswettbewerb „Kind und Hund“. Die beiden Preisgekrönten aus dem Berliner Schönheitswettbewerb „Das Kind und der Hund“. Ein blond-bezopftes kleines Mädel und die Tiger-dogge „Brias“.

Kleiderdummheit.

Unter diesem Titel schreibt der bekannte Sozialhygieniker Professor Dr. Seligmann in der „Gesundheit“, der vom Hauptverband deutscher Krankenkassen herausgegebenen und an den Kassenärzten kostenlos verteilten

Zeitschrift für gesundheitsliche Lebensführung des berufstätigen Volkes:

Den Chinesenkindern werden die Füße künstlich verkrüppelt, weil den Chinesen ein kleiner Fuß und ein trippelnder Gang als Inbegriff weiblicher Schönheit gilt. — Nacht nicht! Wie lange ist es her, daß unsere Frauen sich mit einem Fischbeinpangier die Mitte zusammenpreßten und auf diese Weise den besten Grund für Gallen- und Lebererkrankungen, für Bleichsucht und Magenleiden legten? Heute hat das aufgehört: die Frauenkleidung ist vernünftiger geworden. Dummheiten aber gibt es immer noch. Oder ist es etwa verständig, bei Kälte und Regen mit dünnen halben Schühchen und hauchdünnen Strümpfen herumzulaufen? Besser kann man es gar nicht machen, wenn man sich mit Gewalt erhalten will!



Das Blut durchfließt unseren ganzen Körper. Durch die Venen wird es in die Füße gepreßt, von dort steigt es mühsam in den Blutadern (Venen) wieder aufwärts. Daß man es ihm nur nicht zu leicht macht! Gummistruempbänder, rund um den Schenkel über den Knien gelegt, halten die Strümpfe prall, quetschen aber auch die aufwärts fließende

Wenn und erschweren dem Blut den Rückfluß. So manche Krampfadern ist dadurch entstanden. Aber erst die Männerkleidung! Drei bis vier Schichten übereinander: Unterjacke, Hemd, Weste, Rock, damit nur ja die Luft keinen Zutritt zum Körper bekommt! Ein steifer Kragen, der die Halsbewegungen hindert und den Blutumlauf im Kopfe stört. Die langen, hüllenden Hosen sind auch nicht schön, aber immer noch besser als die eng am Knie abschließenden und einzwängenden Knickerbockers.

Es wäre wirklich an der Zeit, daß wir eine vernünftige Herrenmode bekämen und nicht gezwungen würden, fünf bis sechs Pfund ungewollte Verpäckung mit uns herumzuschleppen.

Katharina Elisabeth Goethe

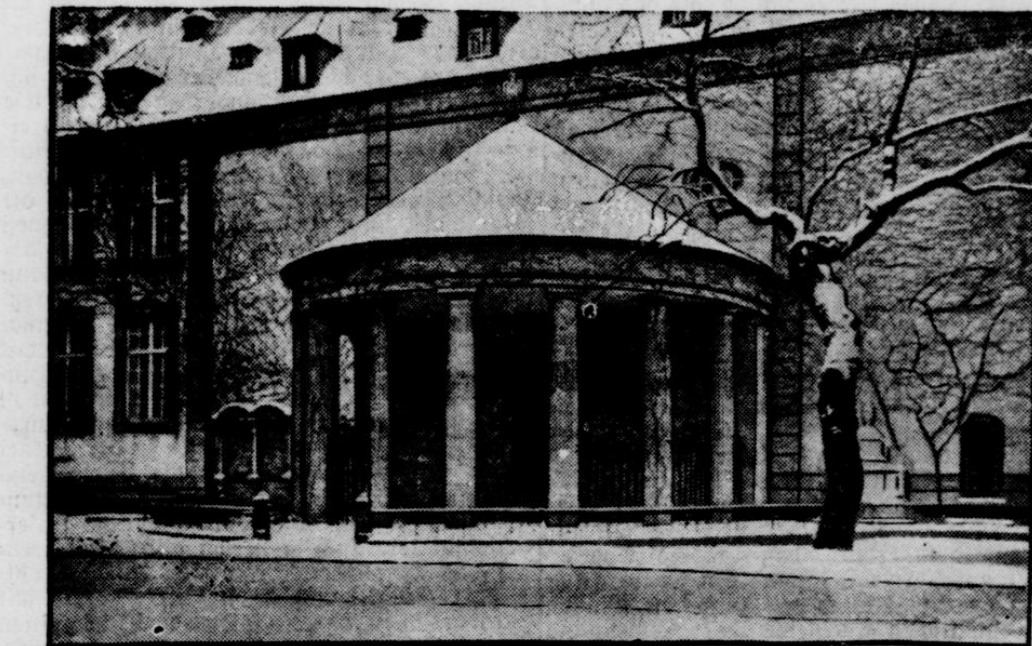
Zu ihrem 200. Geburtstag am 19. Februar 1931 Von Alfred Hein.

In diesen Wintertagen, die mit den Freuden des Lebens kargen, erinnern wir uns gern einer Frau, der wohl eines der sonnigsten Gemüter gehörte, die je dies Jammertal mit befreitem Lachen erfüllt. Einer Frau, die zum Entsetzen der wohlgelesenen Frankfurter gar oft nicht nur den Leib, sondern auch die Seele vom modischen Korsett befreite und daherredete, wie ihr lust der Schnabel gemacht war. Würde ich eine Regierende Fürstin, so machte ich es wie Julius Cäsar lauter fröhliche Gesicht.



Katharina Elisabeth Goethe.

ter mühten an meinem Hof zu sehen sein denn das sind der Regel nach gute Menschen, die ihr Bewußtsein trotz macht — aber die Dudenmacher die immer unter sich sehen — haben etwas vom Cain an sich die fürchte ich — Luther hat Gott zu Cain sagen lassen, warum verstellst du deine Geberde, aber es heißt eigentlich im Grunde: — vergnügt und Tanzen wo Sie Gelegenheit dazu finden — darüber wird sich herzlich freuen die sich nicht Ihre treue Mutter Goethe.“ Dieser eine Brief an die in Weimar versetzte und beklagte Christiane Vulpius würde ge-



Das Ehrengrabmal

der Frau Kat Katharina Elisabeth Goethe in Am 19. Februar fährt sich zum 200. Male der Geburtstag der „Frau Kat“. Schule, die auch Betreuerin des Grabes ist.



Die moderne Kellnerin bedient im Frack.

Eine Hamburger Kellnerin in der neuen Frack.

Eine neue Mode ist in Hamburger Lokalen mit Damenbedienung eingeführt worden. Die Kellnerinnen bedienen im Frack wie ihre männlichen Kollegen, nur mit dem Unterschied, daß sie Knöchelchen tragen. Wie man sieht, steht der jungen Dame mit dem Servierbreit die neue „Amstrack“ ausgezeichnet.

nügen, um Frau Aja wie sie von den Grafen Stolberg bei deren Frankfurter Besuch im Jahre 1775 getauft wurde, für immer liebenswert und seelengroß erscheinen zu lassen. Und so ward sie nicht nur von ihrem Sohn, von Christiane, sondern in überhundert Briefen von Herder, Wieland, Kestner, Merck und manchem anderen einfach als „Liebe Mutter“ angeredet. Immer ist sie voller Kurzweil und voll schlagfertigen Wit. Als die jungen Grafen Stolberg arg revolutionäre Reden führen, holt sie einige Flaschen alten Rotweins aus dem Keller und empfiehlt den Rebellen, lieber den Bouteillen als den Fürsten die Güsse zu brechen; von jenem Tage an ward der Rotwein der Frau Kat nur noch „Tyrannenblut“ genannt. Wie ihr Sohn, ihr „Häufelchens“, schon ein berühmter Mann war und immer seltener sich zu einer Weile nach Frankfurt begab, lockte sie ihn in ihrem Briefe vom 18. Oktober 1795 mit dem folgenden ausgelassenen Postskriptum heran:

„A. S. Daß alle deinen Freunden Zeit und weile lang wird bist du kommt — kanst du aufs wort glauben. Auch habe ich dir ein Theatralisch Donnerwetter bestellt — das dich hoch gaudiren wird. So eben zieht die Prezhliche Wadtparade auf — Ruchst du doch mit mir zum Fenster heraus !!!!!“

Diese Ausrufungszeichen beschreiben im Original des Briefes einen großen mondförmigen Bogen!

Rathos war ihr fremd; Sentimentalität hatte sie. Und doch, wenn man näher hinschaut: Wäre ihr Leben wirklich so glücklich zu nennen, hätte sie dies nicht in der eigenen Brust getragen? Gewiß, sie wuchs als Tochter des Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor wie ein Prinzgehen auf, dazu noch wie eines, dem es erlaubt war, der Etikette des ehrlichen Bürgers dann und wann im Liebermut ein Schnippen zu schlagen. Doch um ihre Schulbildung stand es nicht besonders gut — sie bezeugt es selbst, und in einem Briefe an den kleinen August von Goethe erwähnt sie ihn, seinen Eltern dankbar zu sein, die ihm so früh und so reich Dinge der Wissenschaft und Kunst zuführen; zu ihren Zeiten hätte man darauf nicht viel gegeben. Nur zur Frömmigkeit war sie erzogen worden und aus dieser fröhlichen Frömmigkeit sog sie wohl zeitweilen die nie erschütterte Kraft, in den schwersten Tagen den Kopf oben zu behalten, wenn ihr Sohn erkrankte, da Cornelia, die Tochter so früh starb, als ihr Mann in den letzten Jahren seines Lebens nach zwei schweren Schlaganfällen schmachvoll war.

Johann Kaspar, Goethes Vater, war einundzwanzig Jahre älter als die lustige Elisabeth Textor, da er sie heiratete. Nur Frau Aja Humor hat die Altersspanne und die aus ihr erwachsenden alltäglichen Meinungsverschiedenheiten zu überbrücken verstanden. Wenn er dann in der „Kaiserlich höchsten“ Korrektheit über die Schulden des Sohnes und die Klatschgeschichten, die man auch damals ohne Telegraph von Weimar nach Frankfurt hinüberzuschleusen verstand, sich erregte, glättete die Mutter mit lächelnd verheißenden Worten den Unmut des stets leicht erregbaren Mannes. Nahm das Knurren kein Ende, so lud sie flugs ein paar Freunde ein und schuf das unerquickliche Ehegespräch in eine frohe Tafelrunde, bis es vergessen war.

Das Haus am Kirchgraben hat manchen erlauchten Gast gesehen; besonders — festlichen Widerklang in ihren Briefen an den Sohn finden die Besuche der Herzogin Anna Amalia und die der Prinzessin Luise und Friederike von Wecklenburg. Die erstere war damals, vierzehn Jahre alt, von ihren Eltern zur Kaiserkrönung anno 1790 nach Frankfurt mitgenommen worden, und die Ungeborgenheit und Natürlichkeit liebende Prinzessin fühlte sich zu Frau Aja, bei der sie mit den Geschwistern während der Krönungsfeierlichkeiten wohnte, von Anfang an hingezogen.

Doch der entzückende Empfang ist wohl im Hause am Kirchgraben und — später, als sie das Haus verließen — am Hofmarkt dem jungen Enkelsohn bereitet worden, ihrem verheirateten „August“. Immer wieder bettelt sie Christiane an, ihr den Sohn zu schicken, alle Kleinigkeiten will sie über ihn hören: „wenn ich aber so einen Lieben Brief aus Weimar bekomme — dann geht alles flink von staten — und ich fühle mich immer um 10 Jahre jünger — Jetzt wüßte ich das mittel mich zu verjüngen — geben Sie mir zuweilen solche Lebens-tropfen und ich Tanze noch den Ehren-tanz auf Augusts Hochzeit.“ Wenn August kommt, kauft sie für ihn Karten zu 18 Theatervorstellungen, schickt den „Lieben jungen“ in der ganzen Bekanntheit herum und meint von ihm mit den vergötternden Großmutterworten, „daß August den Ring im Wäghen / Nathan des Weisen/ durch Erbschaft an sich gebracht der den der ihn befißt angenehm macht vor Gott und den Menschen —“

Ja, diese ewig heitere Frau gab ihr Leben lang alles, was sie an Liebe und Lachen den anderen geben konnte. Auch Schiller, den sie „von Herzen liebte und verehrte“, protegierte sie, wo sie konnte. Als sie dem Sohn von einer geplanten Tell-Aufführung im Jahre 1804 mitteilt, schreibt sie: „Den Neujahrs-Tag wird Tell von Schiller beg und aufgeführt. Da denkt Abends um 6 Uhr an mich — die Leute um und neben mir sollen sich nicht unterheben die Nasen zu putzen — Das mögen sie zu Hause tun —“ Bravo! Punktum.

Diese weise, gütige Frau hat Frankfurt nie verlassen, konnte die Welt nur aus Erzählungen des Mannes, des Sohnes und der Freunde. Sie folgte sie einer Einladung nach Weimar, der Hof war nichts für sie.

Und wenn auch allmählich ihre Briefe mit den letzten Lebensjahren spärlicher werden (so schreibt sie an August: „— wie schon längst behandelt, ist die Großmutter außerordentlich hinten laeu —“) so packt sie doch noch immer eigenhändig das „Christkindlein“ für die Liebten in Weimar und schickt Christiane dann und wann einen Sommerhut. Zweimal, bevor sie im September 1808 die frohen Augen schließt, bereitet ihr das Leben noch ein Fest.

Am 19. Juni 1803 baten sie der König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise von Preußen, die sich in Frankfurt aufhielten,